Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 4

Artikel: Neue Hölderlin-Funde
Autor: Zinkernagel, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759966

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neue Hölderlin-Funde

Erstmals veröffentlicht von Franz Zinkernagel

So sehr auch die Hölderlin-Forschung in den beiden letzten Jahrzehnten alle Winkel der Archive und Bibliotheken durchstöbert hat, um das Letzte von des Dichters Nachlass ans Licht zu ziehen, so stößt der sorgfältig Nachprüfende doch immer noch gelegentlich auf Funde, die seinen Vorgängern entgangen sind. Dass hierbei dem freundlichen Zufall und der gütigen Hilfsbereitschaft warmer Hölderlin-Freunde vielleicht das meiste Verdienst gehört, sei von vornherein dankbar anerkannt.

Wenn diese Beiträge hier im folgenden zum erstenmal ans Licht treten, so rechtfertigt sich das durch den Umstand, dass der in aller Kürze erscheinende V. Band der kritisch-historischen Hölderlin-Ausgabe des Inselverlags, für die sie gesammelt sind, infolge des großen Stoffandrangs leider noch keinen kritischen Apparat bringt, ihn vielmehr für einen Supplementband aufsparen muss. Da aber die weitere Hölderlin-Gemeinde den begreiflichen Wunsch haben wird, das dem Stoffe nach Neue herausgehoben zu sehen, und andererseits auch der Herausgeber das Bedürfnis spürte, über die Herkunft der neuen Stücke schon jetzt Rechenschaft zu geben, so wurde diese Form der Erstveröffentlichung unter den Beteiligten vereinbart.

Vorangestellt seien zwei Jugendgedichte, die in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek der Auferstehung harrten.

Das eine stammt – laut der Echtheitsbestätigung von der Hand Friedrich Bräunlins, des Neffen Hölderlins – aus des Dichters 17. Lebensjahr:

KLAGEN

An Stella

Stella! ach! wir leiden viel! wann nur das Grab –
Komme! komme kühles Grab! nimm uns beide!
Siehe Stellas Tränen, komme
Kühles ruhiges Grab.

O ihr Menschen! o so gerne wollt' ich euch
Alle lieben, warm und treu! o ihr Menschen,
Sehet, diese Stella hasst ihr!
Gott vergebe es euch!

Reißt sie nur hinweg von mir! Quäler! ihr!
Ich will schweigen – Gott – Gott wird reden!
Lebe wohl – ich sterbe bald – O
Stella! Stella vergiss mich.

Viele Wonnenaugenblike gabst du mir –
Vater, Vater! bebt' ich oft auf zum Ewgen:
Sieh', ich liebe sie so rein, dein Auge,
Vater, sieht ja mein Herz.

Stella! weinen werd' ich bis ans Grab um dich,
Weinen, Stella, du um mich – weinen! aber
Am Gerichtstag will ich's sagen
Vorm versammelten Erdkreis:

Diese sind's, die Stella quälten – aber nein!
Gott im Himmel! nein! vergieb diesen Quälern,
Lass mich sterben – oder tragen
Diese Leiden – mein Gott.

Ist dieses Gedicht literarhistorisch schon dadurch interessant, dass es den jungen Dichter, wie vielleicht kaum ein andres, noch völlig in dem Banne Klopstocks zeigt, so wird diese Abhängigkeit noch ganz besonders dadurch bestätigt, dass Hölderlin hier die Geliebte anfänglich noch unter dem Namen „Fanny" besingt. Erst *während* der Niederschrift – die 3. Zeile beweist es, da hier der neue Name *hinter* dem alten steht – kommt ihm der Einfall, den durch Klopstock berühmt gewordenen Namen durch einen selbstgewählten zu ersetzen.

Im Unterschied von diesem Entwurf ist das andere Blatt eine Reinschrift. Freilich ist sie dafür nur Fragment, wenigstens der Form der schriftlichen Überlieferung nach. Denn in Wirklichkeit stellt sie die erste Hälfte jenes Bardengesangs auf *Gustav Adolf* dar, dessen zweite Hälfte uns schon von jeher bekannt war. Aber obschon die Handschrift dieser zweiten Hälfte – ein Oktavblatt des Marbacher Schiller-Nationalmuseums,

dessen Rückseite den Anfang der Ode auf Keppler enthält – keine Überschrift trägt, war sie doch nie eigentlich als Fragment angesehen worden. Jetzt erst erkennen wir, dass dieses schon 1846 von Christoph Schwab gedruckte Gedicht gleichsam nur den Abgesang eines größeren Gebildes darstellt, dessen eigentliche Mitte der pathetische Fluch auf Gustav Adolfs angeblichen Mörder bildet. Das Amüsante dabei ist, dass auch dieses Mittelstück uns bekannt gewesen ist, aus einem Faksimile, das Moritz Mendheim 1893 ohne jede Angabe in seinem Hölderlin-Beitrag zu Kürschners National-Literatur veröffentlicht hat, dass aber niemand auf die Vermutung verfallen konnte, dass diese beiden Stücke unmittelbar zusammengehören. Denn die alte anti-ultramontane Legende, dass Gustav Adolf in Lützen einem verräterischen Meuchelmord zum Opfer gefallen sei, galt auch dem ausgehenden 18. Jahrhundert schon ziemlich als erledigt. Der besseren Übersicht wegen setzen wir das Ganze her, und zwar das bisher bekannte Gedicht in Petit-Druck, alles bisher Gedruckte in eckigen Klammern:

GUSTAV ADOLF

Kommt, ihr Kinder von Teut!
Ihr Kinder von Teut! zum Thale der Schlacht!
Entblösset die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Und schauet nieder mit heiligem Blik!
Denn hier – hier starb der Mann,
Dess Thaten die Lande sah'n,
Und ihren Felsen geboten,
Zu beugen die Scheitel den Thaten des Manns;
Dess Thaten die Meere sah'n,
Und Woogen türmten,
Und Stürme beriefen,
Zu donnern ein Lob den Thaten des Manns;
Entblösset die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Denn hier – hier starb der Mann,
Dess Nahme, wenn einst
Des Ozeans Inseln sich küssen,
Und Kolumbens Welt Lusitanias Küsten umarmt,
Von fernen Völkern gepriesen,
Von fremden Zungen genannt,
Am heiligen Denkmal, im Herzen der Edlen

Noch ewig, wie Gottes Gestirne, steht,
Entblösset die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Und schauet nieder mit heiligem Blik!
Denn hier – starb – Gustav.

Es lärmt' im Thale der Schlacht,
Die Siege zu krönen, die blutige Schlacht,
Und Heldenknie sanken, und Felsenherzen erbebten
Vor Gustav Adolfs Schwerdt,
Und Blut der Räuber floß,
Und Blut der Witwenmörder,
Und Blut der Schänder der Freiheit floß,
Und hinan, im Blute der Räuber hinan
Stürzt', als ein Rachebliz des Rächers,
Mit seinen Treuen Gustav hinan.
Er gedachte seiner Thaten,
Da flammte sein Auge von Götterlust,
Seiner Thaten vor Gott,
Und Himmelsruhe verklärte sein Angesicht,
Und hinan, in seiner Himmelsruhe
Stürzt' an der Spize der Treuen Gustav hinan –
Doch wehe! unter den Treuen
Lauscht' ein Verräter;
Er dachte – der Verräter – den Höllengedanken,
Und – Gustav – sank.

[Ha! Verräter! Verräter!
Dass in der Todesstunde dein Weib dich verdamme:
Und wehe! über dich rufen deine Söhne,
Und deine Enkel die That ins Ohr dir heulen,
Bis deine Blike erstarren im Grauen des Meuchelmords,
Und deine Seele flieht vor den Schreken der Ewigkeit!

Wir wollten seegnen
In deinem Thale, du Herrlicher!
Und schänden die heilige Stätte mit Fluch?
O Gustav! Gustav! vergieb,
Vergieb den Eifer der Deinen,
Und neige dich freundlich herab vom Gefilde des Lohns,
Zu den Stimmen des dankenden Lobgesangs.

Dank dem Retter der Freiheit!
Dem Richter der Witwenmörder!
Dank dem Sieger bei Lipsia!
Dank dem Sieger am Lechus;
Dank dem Sieger im Todesthal!

Dank und Ruhm dem Bruder des Schwachen,
Dem gnadelächelnden Sieger!
Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,
Dem Feind des Erobrers, dem Hasser des Stolzen,
Dem weichen Weiner an Tillys Grab!
Dank und Ruhm und Heil dem Schüzer des Frommen,
Dem Trokner der Märtyrerstränen,
Dem Steurer der Pfaffenwuth – –

O Gustav! Gustav!
Es verstummt der Seegen der Deinen,
Der Seegen des Ewigen lohnet dich nur,
Der donnernde Jubel des Weltgerichts.]

Als Kunstwerk steht auch dieses Jugendgedicht wohl kaum sonderlich hoch. Erfreulicher wirkt daher gewiss nachstehender Jugendbrief, den die bekannte Berliner Autographenhandlung J. A. Stargardt letzten Sommer in Paris erworben hat. Wie alle Jugendbriefe des Dichters trägt er keinerlei Datum. Auf Grund des grünlich-blauen Papiers aber, bzw. des Wasserzeichens, war die Feststellung möglich, dass der Brief im Winter 1787/88 geschrieben ist. Daraus ergibt sich im Zusammenhang mit dem Inhalt, dass wir es mit dem Neujahrsgruß zu tun haben, in dem der Siebzehnjährige noch von Maulbronn aus in rührender Treuherzigkeit seine Zärtlichkeit für die lieben „Geschwisterige" (ein Suevismus, der sich auch sonst bei Hölderlin findet) hinströmen lässt:

Liebste Geschwisterige!

Ihr werdet wohl eurer lieben Frau Grosmamma und Mamma recht viel guts gewünscht haben – und aus redlichem dankbarem Herzen für so viele zärtliche Sorgen und Bemühungen, die sie im vorigen Jahr mit euch gehabt haben – nicht wahr, liebe Geschwisterige, da habt ihr auch an mich gedacht, und mir auch etwas gewünscht, dann ich weiss, dass ihr mich lieb habt, und das habt ihr mir ja auch bewiesen, da ihr mir neulich so viel geschikt habt.

Und jezt will ich euch auch wünschen aus warmem, brüderlichem Herzen – Gehorsam und Liebe gegen den grossen Gott – Gehorsam und Liebe gegen eure liebe Frau Grosmamma und Mamma, Thätigkeit in allem, und, wenn ich bitten darf – auch Liebe gegen euren Bruder, so wie ihr ihn immer geliebt

habt, und er euch liebt und immer lieben wird. Liebe Heinrike, lieber Carl – wenn ich jezt auf etlich Augenblike bei euch wäre, und euch küssen könnte – seid nur immer in Frieden beieinander, und wann ihr so vergnügt zusammen seid, so denkt auch an

Euren euch liebenden Bruder

Hölderlin.

In eine verhältnismäßig frühe Zeit gehört wohl auch noch der Versuch einer Prosa-Übersetzung aus *Ovids Heroiden*. Er findet sich in jenem etwas rätselhaften handschriftlichen Oktavband der Stuttgarter Landesbibliothek, der die Pindar-Übersetzung und die zweite Fassung vom *Tod des Empedokles* birgt. Gleichwohl haben ihn Hellingraths Nachfolger anscheinend übersehen. Die Übersetzung selbst ist sehr gewandt und steht an künstlerischem Wert hinter der wohl gleichzeitigen und ebenfalls prosaischen Homer-Übersetzung, die bei ihrer ersten Bekanntgabe vor etlichen Jahren so sehr gerühmt wurde, schwerlich zurück. Da sie jedoch ziemlich umfangreich ist, muss von ihrer Wiedergabe an dieser Stelle abgesehen werden.

Auch auf den Abdruck des weiteren Zuwachses, der sich aus der restlosen Aufarbeitung des zu Stuttgart und Homburg v. d. H. liegenden Hölderlin-Nachlasses ergab, soll hier verzichtet werden. Denn wirklich neu sind nur ganz wenige, kleinere Stücke bzw. Ansätze. In der Hauptsache war ja gerade dieses gleichsam offizielle Material von den genannten Vorgängern in bezug auf poetische Rückstände schon so stark ausgeschöpft worden, dass sich die Neuausgabe vornehmlich auf die kritische Verarbeitung und Erweiterung des bereits Gewonnenen beschränkt sah. Hierin freilich war noch mancherlei zu tun, so dass vieles in völlig neuer Gestalt erscheint.

Anders steht es mit dem Material, das Christoph Schwab wohl schon vor der Drucklegung seiner ersten Gesamtausgabe im Jahre 1846 zusammengebracht hat, und das die Stuttgarter Landesbibliothek ebenfalls in Verwahrung hält: eine Fülle von Blättern und Blättchen von seiner Hand, meist Notizen zu seiner Hölderlin-Biographie, darunter aber auch Abschriften von Aufzeichnungen in Poesie und Prosa, die er zum mindesten als Eigentum Hölderlins ansah. Und da er die Handschrift des Dichters ja genauestens kannte, so dürfte an der Echtheit der Stücke wohl kaum ein Zweifel möglich sein. Zum Druck gebracht hat er davon nur Abgeschlossenes, wie z. B. die schönen Distichen auf *Achill*. Dass er das Fragmentarische gleichwohl nicht gering achtete, geht aus der Sorgfalt

hervor, mit der er einzelne besonders schwierige Stücke kopiert hat, als er die Originale, die er nur leihweise mag in die Hand bekommen haben, wieder weitergeben musste. Er kopiert anscheinend mit allen Varianten, faksimileartig. Und wo er sich nicht zurechtfindet, gleichwohl aber eine ältere Schicht von einer jüngeren unterscheiden zu können glaubt, da hält er beide dadurch auseinander, dass er – vielleicht dem Original entsprechend – die eine mit Bleistift, die andere mit Tinte wiedergibt, ohne damit zur Frage nach der Zusammengehörigkeit der einzelnen Versbündel irgendwie Stellung zu nehmen. Gleichwohl musste auch hier einmal eine feste Stellung bezogen werden, und das um so mehr, als Friedrich Seebass sich damit begnügt hatte, zwei besonders leicht greifbare Bruchstücke vorwegzunehmen. Dabei hat dieser sich das Verständnis des einen, größeren und ganz besonders ansprechenden Bruchstücks noch dadurch gleichsam verbaut, dass er an der bedeutsamsten Stelle „Traum" las statt „Baum", weswegen er das Ganze als eine Art Ode an den „Äther" deutete, statt an einen ganz realen Baum. Dem kleineren Bruchstück dagegen, das nur fünf Zeilen umfasst, hat er die ganz in der Nähe stehenden Worte *Ruhe der Dichtkunst* zum Titel gegeben, ohne sich auf eine Deutung des gedanklichen Zusammenhangs einzulassen. Bei genauerer Untersuchung ergibt sich nun aber mit unzweifelhafter Sicherheit, dass dieses kleinere Stück nur ein Teil eines größeren, freilich leider noch immer fragmentarischen Gebildes ist, das man sich aus mehreren Blättern zusammensuchen muss:

EPISTEL

Soll ich mein Urtheil über Einen sprechen,
So richt' ich gern in heilig stiller Nacht,
Ich stell' ihn vor den Othem der Gestirne
Und lausche, ob sein Bild sich schiken will
In diese grosse Sphärenharmonie.
So hab' ich's längst mit deinem Bild gethan,
Nun will ein andres rasch zu ihm sich drängen.
Da nimmt der Dichter seine Probe vor,
Lässt die Erinnrung euer beider Schatten
Hinzeichnen in das nächtliche Revier
Und, wenn der Weltgeist seinen Seegen spricht,
Tönt Jenes Seele ihm, ein Echo, nach.

Da schwebst du wieder! Wie ein Stern der Nacht,
Entsteigt dein Bildniss der Vergangenheit,
Licht ist dein Daseyn, der bekannte Strahl
Wekt Hunderte entschlummerter Gedanken
Empor zur neuverklärten Gegenwart
Und seelenvolle Bilder wiegen sich,
Wie goldne Abendwolken, um dich her.
Weisst du es noch, wie wir zusammensassen,
Vom weichen Meer der Phantasie'en getragen,
Als in's Gedächtniss sich des Altertums
Die eignen frohen Jugendträume mischten
Und viel Geheimnisse von Lust und Schmerz
Sich in den reinen Tag der Freundschaft wagten?

Und wenn der Tag hinunter sank, ein Held,
Vom kalten Hauch tödtlicher Nacht bezwungen,
So waideten wir unser Auge noch
Am lichten Götterblut des Sterbenden,
Bis uns der Mittler zwischen Nacht und Tag,
Der schöne Mond, in hoher Jugend glänzte,
Ein Gott, der unbekümmert um den Wechsel
Des Irrdischen die beiden liebend eint.

. . . . . .

. . . . . .

Wie eine Blume sanft im Aether stirbt,
Verhauchte meine untergehnde Liebe
In dieser heimathlichen, frohen Seele.

Wie goldne Sterne, die die Welt beherrschen,
Auftauchen aus dem stillen, dunkeln Meer,
Erhoben aus der Kindheit Tiefe sich
Des Jünglings erste leuchtende Gedanken

. . . . . .

. . . . . .

Er wirft sein Ruder fluchend in die Wellen,
Irrt willenlos im rohen Sturm umher
Und freut sich, bis das Meer auch ihn verschlinge.

. . . . . .

. . . . . .

Die Rekonstruktion dieser fragmentarischen Epistel, die wir uns, wie jenes andere bekannte Sendschreiben, wohl an Ludwig Neuffer gerichtet zu denken haben, war besonders dadurch erschwert, dass die einzelnen Versbündel auf dem wichtigsten Blatt durcheinanderstehen mit solchen eines andern Gedichts. Die reinliche Trennung beider wäre wohl kaum möglich gewesen, ja schon die Annahme zweier voneinander völlig unabhängiger Gebilde hätte an sich wohl fern gelegen, wenn dieses zweite Gedicht nicht im Gegensatz zum ersten Reime aufwiese. Da Hölderlin von 1796 an in der Hauptsache auf den Reim verzichtet, ist damit zugleich auch ein Anhaltspunkt für die ungefähre Datierung gegeben, und zwar jenes ungereimten Gedichts ebenso, wie dieses gereimten:

ELEGIE

. . . . . .
. . . . *es hilft nichts* . . .
Dass einmal schöne Menschen waren.

. . . . . .
Und einsam, einsam in die Harfe schlagen,
. . . . . .
Der stummen Welt sein Leid zu klagen.
Der Strom der Jugend rann durch die Geschichte
In tausend Werken und Gedanken fort;
Doch dieser Strom, er ward zu nichte,
Er ward zum ekeln Sumpf, zum Wort.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Doch meine Seele schien dazu verdammt,
Dass jeder Fluch, der draussen zünden könnte,
Und wenigstens den Kriegertod erwärbe,
Noch eh' er sich von seiner Schwelle trennte,
Zu früh im weichen Bett der Thränen sterbe.

So ist's dem Genius wohl in Todesschatten,
Wenn ihn der Lebenshauch der That umfliegt,
Er hasst allein den Schlummertag, den matten,
Wo er nicht unterliegt, noch siegt.
Graut's einem Kühnen vor des Meeres Schooss,
Wenn über ihm die Donnerwogen steigen?
Nein! ihnen dünkt's ein zehnmal bittrer Loos,
Wenn rings um ihn die Winde schweigen.

Doch wenn er einsam vor den Sternen steht,
Ein blaicher Geist, durch kalte Dämmrung geht,
Wenn seine Trauer in das Weite dringt
Und mit der Heimath sich, der Nacht, verschlingt,
So trägt vieleicht der zärtliche Gespiele
Des Harfenschlags, der fromme Wiederhall,
Die . . überwallenden Gefühle
. . . . . .

Ein Kennzeichen des Gedichts und damit zum wenigsten ein weiterer Wahrscheinlichkeitsbeweis für Hölderlins Autorschaft ist dieses bewusste Ausspielen einer heroischen Lebensstimmung gegen alle sentimentale Anwandlung. Es findet sich bei Hölderlin in der Zeit seiner sogenannten Hymnendichtung und noch weit darüber hinaus auf Schritt und Tritt. Auch dem vierten Stück dieser Fragmentenreihe, wohl dem ältesten unter ihnen, gibt es das Gepräge. Auffallend ist bei ihm vor allem die innere Parallele zur ältesten Fassung der gereimten Diotima-Ode.

DER ARISTOKRAT

Mein Herz hat tausendmal geschwiegen,
Wo es ein bittres Laid erfuhr,
Wo es in langen, herben Zügen
Austrank die Hefe der Natur,
Wo es der Schmerz so heiss umwallte,
Der Zorn so mächtig es durchschoss,
Dass jede Klage drinn verhallte
Und schwere Nacht es nur durchfloss.

Der Schmerz will keine Töne haben,
Ihm ist die alte Heimath lieb,
Das Chaos, wo der Ton begraben,
In ehrner Todtenstille blieb,
Die Freude muss hinaus in's Leben,
Sie schüfe kün sich eine Welt,
Um ihre Laute drein zu weben,
Wenn sie den heilgen Festtag hält.

Lass einmal in der guten Stunde,
O Herz, den zorngen Taumel los,
O lass zum jubeltrunknen Munde
Die Freude aus dem dunkeln Schooss
. . . . . .
. . . . . .

Aber so viel auch für die Echtheit dieser Gedichtfragmente sprechen mag, ein gewissenhafter Herausgeber wird sich bewusst bleiben müssen, dass er sie darum doch nicht über die Grenze des Zweifelhaften wird hinausrücken dürfen.

Dasselbe gilt natürlich für die drei Prosastücke, die sich in Schwabs Materialsammlung vorfinden.

Das älteste unter ihnen ist ein homiletisches Stück. Bei genauerer Untersuchung entpuppt es sich als der *Entwurf zu einer Predigt* über Römer 12, 1–6, d. h. also die alte Perikope auf den ersten Sonntag nach Epiphanias. Da es hinsichtlich der gedanklichen Durchdringung höher steht als die entsprechenden Stücke, die wir aus Hölderlins Frühzeit besitzen, so haben wir es *möglicherweise* mit der Predigt zu tun, die der Dichter im Sommer 1801 dem Stuttgarter Professor Ströhlin, der ihm die Hauslehrerstelle in Bordeaux vermittelte, zu diesem Zweck in Aussicht gestellt zu haben scheint (vgl. den Brief Landauers an Hölderlin vom 22. August 1801). Von ihrer Wiedergabe sei jedoch abgesehen, da ihr Inhalt gleichwohl kaum auf allgemeineres Interesse stossen würde.

Weit bedeutsamer aber sind zweifellos des Dichters Bemühungen um zwei geistesgeschichtliche Themata. In einem der verloren geglaubten Briefe an Hegel, deren Originale uns aber auch kürzlich begegnet sind, schreibt Hölderlin dem Jugendfreund unterm 26. Januar 1795 von Jena aus, dass er „schon lange mit dem Ideal einer Volkserziehung umgehe". Und da jener sich „gerade mit einem Theil derselben, der Religion,

beschäftige", so schreibe er vielleicht entgegen seiner ursprünglichen Absicht seine Gedanken darüber schon jetzt nieder, „in Briefen an Dich, die Du beurtheilen und berichtigen sollst". Zur Ausführung des Plans in dieser Form ist es wohl nie gekommen, vielleicht mit infolge des Umstands, dass Hegel noch vor Jahresfrist gleichfalls eine Frankfurter Hauslehrerstelle übernahm und dem Freunde dadurch auch räumlich naherückte. Aber vielleicht besitzen wir eine Verdichtung jener ihn beschäftigenden Gedankenreihen in dem Entwurf und in dem Ausführungsversuch eines novellenartigen Dialogs, der das interessanteste jener drei Prosastücke darstellt. Anziehend wirkt es schon dadurch, dass der enge freundschaftliche Verkehr, der die beiden „Kompromotionalen" während der letzten Studienjahre im Tübinger Stift verband, den deutlich erkennbaren Hintergrund liefert. Denn den Schauplatz des Gesprächs bildet offensichtlich jene romantische kapellengekrönte Wurmlinger Höhe, eine Wegstunde neckaraufwärts von Tübingen, die namentlich durch Uhlands Gedicht so allgemein bekannt geworden ist. Bedeutsam aber wird der Gedankengang vor allem dadurch, dass wir auch Hölderlin angeregt sehen von jenen großen Akademieplänen, die auch die Größten jener Zeit so angelegentlich beschäftigten: Klopstock, Wieland, Lessing usw.

COMMUNISMUS DER GEISTER

Eugen und Lothar *Theobald und Oskar*

Disposition

Sonnenuntergang. Kapelle. Weites, reiches Land. Fluss. Wälder. Die Freunde. Die Kapelle allein noch beleuchtet. Das Gespräch kommt auf das Mittelalter. Die Mönchsorden nach ihrer idealen Bedeutung. Ihr Einfluss auf die Religion und zugleich auf die Wissenschaft. Diese beiden Richtungen sind auseinander gegangen, die Orden gefallen, wären aber nicht ähnliche Institute zu wünschen? Wir gehen eben vom entgegengesezten Princip aus, von der Allgemeinheit des Unglaubens, um ihre Nothwendigkeit für unsre Zeit zu beweisen. Dieser Unglaube hängt mit der wissenschaftlichen Kritik unsrer Zeiten zusammen, welche der positiven Spekulation vorausgeeilt ist, darüber lässt sich nicht mehr klagen, es handelt sich drum, zu helfen. Entweder muss die Wissenschaft das Christentum vernichten oder mit ihm eins seyn, da die Wahrheit nur eine seyn kann, es handelte sich also drum, die Wissenschaft nicht von äusserlichen Umständen abhängig werden zu lassen und im Vertrauen auf jene Einheit, die Jeder, der die Menschheit kennt und liebt, wünscht und ahnt, ihr eine grossartige, würdige, selbständige Existenz zu schaffen. Seminare und Akademieen unserer Zeit. Universitäten. Die Neue Akademie.

(Ausführungsversuch)

Ein schöner Abend neigte sich zu seinem Ende. Das scheidende Licht schien alle seine Kräfte noch zusammenzuraffen und warf die letzten goldenen Strahlen über eine Kapelle, die auf der Spize eines mit Wiesen und Wein bewachsenen Hügels in reizender Einfalt sich erhob. Das Thal am Fusse des Hügels war nicht mehr berührt vom Schimmer des Lichts und nur die rauschende Wooge gab Kunde vom nahen Nekar, der, je mehr die Melodie des Tags verhallte, um so lauter seine murmelnde Stimme erhob, die kommende Nacht zu grüssen. Die Heerden waren heimgezogen und nur selten schlich ein schüchternes Wild aus dem Walde hervor, sich unter freiem Himmel seine Nahrung zu holen. Das Gebirge war noch erleuchtet. Ein Geist der Ruhe und Wehmuth war über das Ganze ausgegossen.

„Lothar", so begann der Eine von zwei Jünglingen, die von der Staffel der Kapelle aus längere Zeit diese Scene betrachtet hatten, und nun von ihrem Orte etwas gewichen waren, um dem lezten Strahl, der das Dach der Kirche traf, Lebewohl zu sagen, „Lothar! Erfasst dich nicht auch ein geheimer Schmerz, wenn das Auge des Himmels aus der Natur genommen ist und so die weite Erde da liegt, wie ein Räthsel, dem das Wort der Lösung fehlt, siehe, nun ist das Licht dahingegangen und schon hüllen sich auch die stolzen Berge in's Dunkel, diese Bewegungslosigkeit ängstigt und die Erinnerung an die vergangne Schönheit wird zum Gift, es ist mir hundertmal ebenso gegangen, wenn ich aus dem freien Aether des Altertums zurükkehren musste in die Nacht der Gegenwart, und ich fand keine Rettung, als in starrer Ergebung, die der Tod der Seele ist; es ist ein peinigendes Gefühl um die Erinnerung verschwundner Grösse, man steht, wie ein Verbrecher, vor der Geschichte, und je tiefer man sie durchlebt hat, um so heftiger erschüttert Einen das Erwachen aus diesem Traum, man sieht eine Kluft zwischen hier und dort, und ich wenigstens muss so vieles, was doch schön und gross war, verloren geben, verloren auf immer. Sieh' diese Kapelle an; was war es für ein kolossaler, kraftvoller Geist, der sie erschuf, mit welcher Macht zwang er die weite Welt, den stillen Hügel krönte er mit dem friedlichen Heiligtum, in die Ebene des Thals stellte er sein Kloster und in's Gewühl der Stadt den majestätischen Dom und tausende von Menschen waren ihm unterthan und zogen im härenen Kleid arm und verlassen vom Zärtlichsten, was die Erde giebt, umher als seine Apostel und wirkten – doch ich brauche dir nicht zu erzählen, du kennst die Weltgeschichte; und wo ist des Alles? Du verstehst mich, ich frage nicht nach dem, was uns jenes Zeitalter überliefert hat, ich frage nicht nach dem todten Stoffe, sondern, wenn du so willst, nach der Form, in der es geschah, nach

jener Energie und Consequenz, die sich in's Unendliche zu verlieren schien und dennoch auch in das Entfernteste die Übereinstimmung mit dem Mittelpunt trug, die in jeder Variation den Klang der ursprünglichen Melodie festhielt; die Form in diesem Sinne ist ja das Einzige, was für uns in unsern Verhältnissen einen Vergleichungspunct darbieten kann, da der Stoff immer etwas Gegebenes ist; die Form aber ist das Element des menschlichen Geistes, in welchem die Freiheit als Gesez wirkt und die Vernunft gegenwärtig wird; nun vergleiche aber jene Zeit und unsere, wo willst du eine Gemeinschaft finden? wo ist die Brüke, die so vieles Herrliche aus jenem Lande zu uns trüge? wo ist jener fromme, gewaltige Geist, der die Kirchen erbaut, die Orden gegründet hat, Alles, wie aus einem Gusse? der von einem Mittelpuncte, welcher über die damalige Welt sich erhob, Alles unter seine Intelligenz und Glaubenskraft niederzwang? . . . . . .

Möglicherweise berührt sich mit diesem Thema auch das dritte Prosastück, eine leider recht spärlich ausgeführte Aufsatzdisposition, die gleichfalls Zeitideen der verschiedensten Art durchschimmern lässt. Spiegelt sich einerseits in dem Leitsatz das stolze Bewusstsein des Kritizismus, so legt das Übrige fast die Vermutung nahe, dass Schillers Kulturprogramm hier ins Politische abgewandelt werden sollte:

[*Disposition zu einem Aufsatz*]

Es koncentrirt sich bei uns alles auf's Geistige, wir sind arm geworden, um reich zu werden.

Alte Welt.

1) Monarchie. Griechenland, später Rom.

Mittelalter.

2) Konstitutionelle Monarchie.

Neue Zeit.

3) Republik.

ad 2) verschiedene Nationen – Eine Kirche mit Einem Pabst.

ad 3) allgemeines Priestertum, Vorspiel der Protestantismus.

In schroffem Gegensatz zu diesen kühnen Intentionen stehen die monotonen Reimgedichte der Spätzeit, deren erschütternder Trauerzug noch immer kein Ende gefunden zu haben scheint. Durch vier neue Funde konnte die Gesamtzahl dieser Krankheitsgedichte auf 39 erhöht

werden. Davon befindet sich das erste in Krefelder Privatbesitz, die andern drei, aus den vier letzten Lebensjahren des Dichters stammend, haben nunmehr im Marbacher Schiller-Nationalmuseum ihr sicheres Asyl gefunden:

DER MENSCH

Wer Gutes ehrt, er macht sich keinen Schaden,
Er hält sich hoch, er lebt den Menschen nicht vergebens,
Er kennt den Werth, den Nuzzen solchen Lebens,
Er kommt dem Bessern nach, er geht auf Segenspfaden.

DER FRÜHLING

Die Sonne glänzt, es blühen die Gefilde,
Die Tage kommen blüthenreich und milde,
Der Abend blüht hinzu, und helle Tage gehen
Vom Himmel abwärts, wo die Tag' entstehen.

Das Jahr erscheint mit seinen Zeiten
Wie eine Pracht, wo Feste sich verbreiten,
Der Menschen Thätigkeit beginnt mit neuem Ziele,
So sind die Zeichen in der Welt, der Wunder viele.

HÖHERES LEBEN

Der Mensch erwählt sein Leben, sein Beschliessen,
Von Irrtum frei kent Weisheit er, Gedanken,
Erinn'rungen, die in der Welt versanken,
Und nichts kann ihm den innern Werth verdriessen.

Die prächtige Natur verschönet seine Tage,
Der Geist in ihm gewährt ihm neues Trachten
In seinem Innern offt, und das, die Wahrheit achten,
Und höhern Sinn, und manche seltne Frage.

Dann kann der Mensch des Lebens Sinn auch kennen,
Das Höchste seinem Zwek, das Herrlichste benennen,
Gemäss der Menschheit so des Lebens Welt betrachten,
Und hohen Sinn als höh'res Leben achten.

DER SOMMER

Noch ist die Zeit des Jahrs zu sehn, und die Gefilde
Des Sommers stehn in ihrem Glanz, in ihrer Milde;
Des Feldes Grün ist prächtig ausgebreitet,
Allwo der Bach hinab mit Wellen gleitet.

So zieht der Tag hinaus durch Berg und Thale,
Mit seiner Unaufhaltsamkeit und seinem Strahle,
Und Wolken ziehn in Ruh', in hohen Räumen,
Es scheint das Jahr mit Herrlichkeit zu säumen.

Auch ein weiterer *Brief* aus dieser Spätzeit hat sich, neben kürzeren Einträgen in Briefe seines Tübinger Kostgebers an die Mutter, noch vorgefunden, so dass die Zahl dieser traurigen Dokumente nunmehr auf 66 angewachsen ist. Er ist an die Schwester gerichtet und befindet sich seit langem in Basler Privatbesitz. Wir dürfen ihn hier wohl übergehen, da er ein allgemeineres Interesse kaum beanspruchen darf.

Dasselbe gilt von einem ausführlichen Brief *an* den Dichter aus dem Herbst 1800, der kürzlich im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach ans Licht getreten ist. Gleichwohl ist er bedeutsam als Beleg dafür, dass Hölderlins Schaffen auch für den Lebenden und Gesunden nicht ganz ohne Anerkennung geblieben ist. Zu den spärlichen Zeugnissen dieser Art liefert er eine wertvolle Bereicherung. Sein Absender war der Jenenser Privatdozent Johann Bernhard Vermehren, der durch sein mannhaftes Eintreten für Friedrich Schlegels *Lucinde* sich damals allgemeiner bekannt gemacht hatte und nunmehr im Begriff stand, einen neuen Musenalmanach ins Leben zu rufen. Zur Mitarbeit an ihm lädt er mit höchst anerkennenden Worten auch Hölderlin ein. Tatsächlich hat dieser denn auch nicht nur die Ode *Unter den Alpen gesungen* beigetragen, sondern auch den unvergleichlichen Elegienkranz *Menons Klagen um Diotima*, über dessen Einsendung sich Vermehren höchst entzückt zeigen sollte.

Im übrigen konnte auch diese letzte Abteilung des neuen Bandes, die erstmals die 97 auf uns gekommenen Briefe *an* den Dichter sammelt, den Fortschritt weniger in der Stoffvermehrung suchen, als in der kritischen Verarbeitung aller erreichbaren Originale. Das gilt nicht zuletzt von den Briefen Diotimas, die auf Grund der neuen Kollationierung nunmehr in wesentlich anderer Anordnung als bisher geboten werden konnten.